

Miskatonic-Universität

präsentiert



Kühle Luft

von H.P. Lovecraft

Die Miskatonic-Universität präsentiert:

H.P. Lovecrafts

Kühle Luft

aus dem Amerikanischen übersetzt von Niklas Bischofberger

Copyright

Dieses Werk ist gemäß § 2 UrhG geschützt.

Die Rechte liegen bei Katja Peters, Jens Peters & Niklas Bischofberger

Dieses Werk ist nur für den nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt.

Eine kommerzielle Vervielfältigung oder Veröffentlichung ist ohne die zuvor erteilte Genehmigung der oben genannten Rechteinhaber*innen nicht gestattet.

Disclaimer

In H.P. Lovecraft's Werken sind Themen wie Rassismus und

Fremdenfeindlichkeit keine Seltenheit.

Beides sollte aus heutiger Sicht kritisch betrachtet werden.

Auch wenn wir Lovecraft's Werke schätzen,
verurteilen wird diese Sichtweise.

Sie bitten mich, zu erklären, warum ich mich bei einem kühlen Luftzug fürchte; warum es mich mehr als andere schaudert, wenn ich einen kalten Raum betrete und warum es mich anwidert und abstößt, wenn die Kühle des Abends durch die Wärme eines milden Herbsttages kriecht. Einige sagen, ich würde auf Kälte so reagieren wie andere auf einen üblen Geruch und ich bin der Letzte, der diesen Eindruck leugnet. Was ich tun werde, ist über das grausigste Vorkommnis zu berichten, das ich jemals erlebte und dann Ihnen das Urteil überlassen, ob dies eine angemessene Erklärung meiner Eigenart darstellt oder nicht.

Es ist ein Fehler zu meinen, dass Horror untrennbar mit Dunkelheit, Stille und Einsamkeit verbunden ist. Ich stieß darauf im hellen Licht eines Nachmittags im Lärm einer Metropole und im wimmelnden Mittelpunkt eines schäbigen und gewöhnlichen Mietshauses mit einer prosaischen Vermieterin und zwei starken Männern neben mir. Im Frühling 1923 hatte ich mir einiges an eintöniger und unprofitabler Arbeit für Zeitschriften in New York City verschafft und da ich nicht in der Lage war, reichlich Miete zu bezahlen, fing ich an, von einer billigen Pension zur nächsten zu schweifen, auf der Suche nach einem Zimmer, das die Qualitäten von annehmbarer Sauberkeit, erträglicher Möblierung und eines einigermaßen vernünftigen Preises auf sich vereinte. Ich fand bald heraus, dass ich nur die Wahl zwischen verschiedenerlei Übeln hatte, doch nach einiger Zeit stieß ich auf ein Haus in der West Fourteenth Street, das mich weniger abstieß als die anderen, die ich versucht hatte.

Dabei handelte es sich um ein vierstöckiges Mietshaus aus braunem Sandstein, das offenbar aus den 1840er Jahren stammte und mit Holzarbeiten und Marmor verkleidet war, deren fleckige und verschmutzte Pracht für einen Abstieg von einem hohen Niveau geschmackvoller Üppigkeit sprach. In den großen, hohen, mit unmöglichen Tapeten und lächerlich überladenen Stuckfriesen geschmückten Zimmern hingen eine bedrückende Muffigkeit und eine Andeutung zweifelhafter Kochkunst; die Böden jedoch waren sauber, die Bettwäsche noch im Rahmen des Tolerablen und das Warmwasser nicht zu oft kalt oder abgestellt, so dass ich es zumindest als einen erträglichen Ort zum Überwintern betrachtete, bis man wieder irgendwo richtig wohnen könnte. Die Vermieterin, eine schlampige, beinahe bärtige Frau namens Herrero, belästigte mich weder mit Tratsch noch mit Mäkelei wegen des noch spät brennenden elektrischen Lichts in meinem Zimmer im Hausflur des dritten Stocks und meine Mitmieter waren so ruhig und ungesellig wie man es sich nur wünschen konnte. Die meisten waren Spanier, die etwas über dem derbsten und rohesten Niveau rangierten. Allein der Lärm des Straßenverkehrs auf der Durchgangsstraße unten erwies sich als ein ernsthaftes Ärgernis. Ich wohnte dort schon drei Wochen, als es zu dem ersten sonderbaren Zwischenfall kam.

Eines Abends gegen acht Uhr hörte ich ein Rieseln auf dem Boden und wurde mir plötzlich gewahr, dass ich schon seit einiger Zeit den stechenden Geruch von Ammoniak wahrnahm. Als ich mich umschaute, sah ich, dass die Decke feucht war und tropfte; die Nässe breitete sich offenbar von einer Ecke an der Seite zur Straße hin aus. Darauf aus, das Problem bei der Wurzel zu packen, eilte ich ins Souterrain, um der Vermieterin Bescheid zu geben und sie versicherte mir, dass das Problem rasch behoben würde.

»Doktär Muñoz«, rief sie, als sie vor mir die Treppe hinaufeilte, »er hat seine Chämikalien vārschüttāt. Är ist zu krank, um selbst zum Doktär zu gehen – wird immer kränker und kränker – aber är will niemand sonst, der ihm hilft. Är ist ganz sāltsam in seiner Krankheit – den ganzen Tag nimmt är komisch riechende Bäder und nix regt ihn an oder wärmt ihn auf. Seine ganze Hausarbeit macht är selbst – sein Zimmerchen ist vollär Flaschen und Maschinen und är arbeitet nicht mähr als Arzt. Aber är war mal berühmt – mein Vater in Barcelona hatte von ihm gehört – und erst kürzlich hat är den Arm von einem Klempner eingeränkt, der sich ganz plötzlich vārletzt hatte. Är geht nie aus, nur aufs Dach; mein Sohn Esteban bringt ihm Ässen, Wäsche, Mädzin und Chämikalien. Mein Gott, der Mann benutzt ja Salmiak, um sich kühl zu halten!«

Mrs. Herrero verschwand vom Treppenhaus in den vierten Stock und ich kehrte in mein Zimmer zurück. Der Ammoniak hatte aufgehört zu tropfen und als ich aufwischte, was davon herabgelaufen war und das Fenster zum Lüften öffnete, vernahm ich oben die schweren Schritte der Vermieterin. Dr. Muñoz hatte ich nie gehört, mit Ausnahme gewisser Geräusche wie von einer benzinbetriebenen Maschine; waren doch seine Schritte weich und sachte. Für einen Augenblick fragte ich mich, welch wunderliche Krankheit dieser Mann haben mochte und ob seine hartnäckige Ablehnung externer Hilfe nicht eher die Folge einer unbegründeten Verschrobenheit war. Es liegt, so meine banale Überlegung, ein unendliches Maß an Pathos in den Befindlichkeiten einer ausgezeichneten Person, die in der Welt abgestiegen war.

Ich hätte Dr. Muñoz wohl nie kennengelernt, wäre nicht der Herzinfarkt gewesen, der mich eines Vormittags überfiel, als ich beim Schreiben in meinem Zimmer saß. Die Ärzte hatten mir von der Gefährlichkeit dieser Anfälle erzählt und ich wusste daher, dass keine Zeit zu verlieren war. Als mir einfiel, was die Vermieterin über die Hilfe des Invaliden für den verletzten Handwerker gesagt hatte, schleppte ich mich die Treppe hinauf und klopfte schwach an die Tür über der meinen. Mein Klopfen wurde ein Stück rechts von mir in gutem Englisch von einer eigenartigen Stimme beantwortet, die nach meinem Namen und Anliegen fragte und als dies beantwortet war, öffnete sich die Tür neben der, die ich aufgesucht hatte.

Ein Strom kalter Luft begrüßte mich und obwohl der Tag einer der heißesten in diesem Juni war, fröstelte ich, als ich über die Schwelle in eine große Wohnung trat, deren reiche und geschmackvolle Dekoration mich in diesem Nest von Schmutz und Schäbigkeit überraschte. Ein Klappliege erfüllte gerade ihre tägliche Rolle als Sofa und die Mahagonimöbel, kostbaren Vorhänge, alten Gemälde und gereiften Bücherregale verrieten alle eher das Studierzimmer eines Gentlemans als ein Schlafzimmer in einem Mietshaus. Ich sah jetzt, dass das Vorzimmer über meinem Raum – das »Zimmerchen« mit Flaschen und Maschinen, das Mrs. Herrero erwähnt hatte – nur das Laboratorium des Doktors war und dass sein Hauptwohnbereich in einem weiträumigen Nebenraum lag, dessen bequeme Alkoven und großes benachbartes Badezimmer ihm erlaubten, alle Kommoden und aufdringlichen Gebrauchsgegenstände beiseite zu schaffen. Dr. Muñoz war gewiss ein Mann von guter Herkunft, Kultiviertheit und Distinktion.

Die Gestalt vor mir war klein, aber vorzüglich ebenmäßig und mit einem recht formellen Anzug von vollkommenem Schnitt und Sitz gekleidet. Ein kurzer, eisengrauer Vollbart, das kultivierte Gesicht mit seinem herrischen, aber nicht arrogantern Ausdruck und altmodischer Kneifer beschirmte die großen, dunklen Augen und krönte eine adlerhafte Nase, welche der Physiognomie, die ansonsten vorwiegend keltiberisch war, ein maurisches Aussehen verlieh. Dichtes, gut gepflegtes Haar, das für die pünktlichen Visiten eines Friseurs sprach, teilte sich würdevoll über der hohen Stirn und das ganze Bild war eines von beachtlicher Intelligenz und hervorragender Abstammung und Erziehung.

Nichtsdestoweniger empfand ich, als ich Dr. Muñoz bei diesem Durchzug von kühler Luft sah, eine Abscheu, die nichts an seiner Erscheinung rechtfertigen konnte. Allein seine bleiche, eingefallene Gesichtshaut und die Kälte seiner Berührung hätten eine physische Grundlage für dieses Gefühl liefern können und selbst dies sollte man entschuldigen können, zog man die bekannte Invalidität des Mannes in Betracht. Es mag auch die eigenartige Kälte gewesen sein, die mich verstimmte; denn eine solche Kühle an einem so heißen Tag war abnorm und das Abnorme erregt stets Abneigung, Misstrauen und Furcht.

Doch Bewunderung machte die Abscheu bald vergessen, wurde doch die außergewöhnliche Fähigkeit des seltsamen Arztes trotz der Eiskälte und Fahrigkeit seiner blutlos wirkenden Hände sogleich offenkundig. Er erkannte meine Notlage auf den ersten Blick und kümmerte sich mit der Geschicktheit des Meisters darum. Unterdessen versicherte er mir mit fein modulierter, wenn auch sonderbar hohler und farbloser Stimme, er sei der erbittertste aller geschworenen Feinde des Todes und habe in einem Leben des seltsamen Experimentierens, das der Vereitelung und Ausrottung des Todes gewidmet sei, sein Vermögen eingebüßt und all seine Freunde verloren.

Ihn umgab etwas von einem wohlthätigen Fanatiker und er taperte geradezu redselig umher, derweil er meine Brust abhörte und ein passendes Gebräu aus Arzneien mischte, die er aus dem kleineren Laborzimmer heranschaffte. Offenbar stellte die Gesellschaft eines Mannes von guter Herkunft ein seltenes Novum in seiner schäbigen Umgebung dar, was ihn zu seinem ungewohnten Redefluss bewegte, als Erinnerungen an bessere Tage ihn überkamen. Seine Stimme, obschon eigenartig, war jedenfalls beruhigend und ich nahm kaum wahr, dass er Luft geholt hätte, indes die Sätze kultiviert hervorkamen. Er versuchte, meine Gedanken von meinem Anfall abzulenken, indem er von seinen Theorien und Experimenten sprach; und ich erinnere mich, wie er mich taktvoll über mein schwaches Herz hinwegtröstete, indem er darauf insistierte, dass Wille und Bewusstsein stärker seien als das organische Leben selbst, so dass, wenn nur die leibliche Hülle an sich gesund sei und sorgsam konserviert werde, durch eine wissenschaftliche Verbesserung dieser Eigenschaften eine Art von nervlicher Belebtheit erhalten bleiben würde – trotz schwerster Schädigungen, Defekte oder gar Leerstellen in der Zusammenstellung spezifischer Organe. Er könne, sagte er halb im Scherz, mich eines Tages lehren, ganz ohne Herz zu leben – oder jedenfalls über eine Art bewusster Existenz zu verfügen! Er für seinen Teil sei mit einer Masse von Krankheiten geschlagen, die sehr exakte Arzneimitteldosen notwendig machten, darunter beständige Kälte. Jeder merkliche Anstieg der Temperatur könnte für ihn, falls er länger anhalte, tödlich sein und die Kälte seiner Behausung – etwa zwölf oder 13 Grad Celsius – wurde durch ein Saugsystem mit Ammoniakwasserkühlung mit Hilfe des Benzinmotors aufrechterhalten, dessen Pumpen ich so oft in meinem unteren Zimmer gehört hatte.

Nachdem ich mich innerhalb einer wundersam kurzen Zeit von meinem Anfall erholt hatte, verließ ich diesen frostigen Ort als ein Schüler und Anhänger des begabten Einsiedlers. Fortan stattete ich ihm, gehüllt in einen Mantel, regelmäßig Besuche ab; ich lauschte, als er von geheimen Forschungen und geradezu grauenhaften Resultaten berichtete und ich schauderte ein wenig, als ich die unkonventionellen und verblüffend alten Bände in seinen Regalen sichtete. Ich wurde schließlich, das möchte ich ergänzen, durch seine geschickte Pflege fast für immer von meinem Gebrechen kuriert. Es scheint, dass er auch die Zaubersprüche des Mittelalters nicht verschmähte, glaubte er doch, dass jene kryptischen Formeln seltene psychologische Stimuli enthalten, die womöglich einzigartige Wirkungen auf den Stoff eines Nervensystems haben, aus dem schon jeder organische Pulsschlag entwichen ist. Ich war berührt von seiner Erzählung über den greisen Dr. Torres aus Valencia, der sich an seinen früheren Experimenten beteiligt und ihn während seiner großen Krankheit vor achtzehn Jahren, auf die seine gegenwärtigen Leiden zurückzuführen waren, gepflegt habe.

Kaum dass dieser ehrenwerte Arzt seinen Kollegen gerettet habe, sei er selbst dem grimmigen Feind erlegen, den er bekämpft habe. Vielleicht war die Belastung zu groß gewesen; denn Dr. Muñoz hatte flüsternd – wenn auch nicht im Detail – versichert, dass die Heilungsmethoden recht außergewöhnlich gewesen waren, bezogen sie doch Schauplätze und Vorgänge mit ein, die von den älteren und konservativeren Nachfolgern Galens nicht gebilligt würden.

Über die nächsten Wochen verfolgte ich mit Bedauern, dass mein neuer Freund wirklich langsam, aber unverkennbar, körperlich abbaute, wie Mrs. Herrero angedeutet hatte. Die bleiche Erscheinung seiner Gesichtszüge verstärkte sich, seine Stimme wurde noch hohler und undeutlicher, die Regungen seiner Muskeln waren weniger einwandfrei koordiniert und sein Geist und sein Wille ließen weniger Spannkraft und Initiative erkennen. Dieser traurigen Veränderung war er sich keineswegs unbewusst; nach und nach nahmen sein Gesicht und seine Konversation eine grauenhafte Ironie an, die etwas von der unterschwelligen Abscheu, die ich ursprünglich empfunden hatte, wieder in mir wachrief.

Er entwickelte absonderliche Launen und bekam eine Vorliebe für exotische Gewürze und ägyptisches Räucherwerk, bis sein Zimmer wie die Grabkammer eines begrabenen Pharaos im Tal der Könige roch. Gleichzeitig wuchs sein Bedürfnis nach kalter Luft und mit meiner Hilfe verstärkte er die Ammoniakleitung und rüstete die Pumpen und die Zufuhr seiner Kühlmaschine um, bis diese die Temperatur niedrig bei einem bis vier Grad Celsius, zuletzt sogar bei minus zwei Grad Celsius, halten konnten. Das Badezimmer und das Laboratorium wurden natürlich weniger gekühlt, damit das Wasser nicht gefror und die chemischen Prozesse nicht behindert wurden. Als der benachbarte Mieter sich über die eisige Luft rund um die Verbindungstür beschwerte, half ich ihm, schwere Vorhänge aufzuziehen, um dieser Schwierigkeit zu begegnen.

Eine Art wachsendes Grauen von überspannter und morbider Gestalt schien von ihm Besitz zu ergreifen. Er sprach unaufhörlich vom Tod, lachte aber bloß hohl, wenn man Dinge wie Beisetzung und Begräbnisvorbereitungen behutsam andeutete. Alles in allem wurde er ein befremdlicher und gar grausiger Gefährte; doch aus Dankbarkeit für seine Heilkunst konnte ich ihn doch nicht den Fremden um ihn herum überlassen. So war ich bemüht, sein Zimmer abzustauben und für seinen täglichen Bedarf zu sorgen, eingehüllt in einen schweren Ulstermantel, den ich speziell für diesen Zweck erworben hatte. Auch erledigte ich viele seiner Einkäufe und schnaufte vor Verblüffung ob einiger der Chemikalien, die er von Apothekern und Zulieferern für Laborbedarf bezog.

Eine wachsende und unerklärliche Atmosphäre der Panik schien sich um sein Apartment herum zu ballen. Wie ich schon sagte, wies das ganze Haus einen modrigen Geruch auf; doch der Gestank seines Zimmers war schlimmer – und dass trotz all der Gewürze, des Räucherwerks und der beißenden Chemikalien

der inzwischen ununterbrochenen Bäder, die er – darauf bestand er – ohne Hilfe nahm. Mir wurde klar, dass das mit seiner Krankheit zusammenhängen musste und ich erschauerte, wenn ich darüber nachdachte, was für eine Krankheit das sein musste. Mrs. Herrero bekreuzigte sich, wenn sie ihn ansah und überließ ihn mir uneingeschränkt; auch ließ sie ihren Sohn Esteban keine Besorgungen mehr für ihn machen. Wenn ich vorschlug, weitere Ärzte zuzuziehen, geriet der Leidende stets gerade so sehr in Rage, wie er anscheinend glaubte, es wagen zu können. Er fürchtete offenkundig die Wirkung heftiger Emotionen, doch sein Wille und seine treibende Kraft nahmen eher zu als ab und er weigerte sich, auf sein Bett zurückgeworfen zu bleiben. Die Mattigkeit seiner früheren Krankheitstage wich einer Rückkehr seines feurigen Sinnes, so dass er drauf und dran schien, dem Dämon des Todes Trotz zu bieten, als dieser uralte Feind ihn packte. Den Vorwand der Nahrungsaufnahme, die sonderbarerweise immer schon eine reine Formalität bei ihm gewesen war, ließ er ganz fallen und allein Geisteskraft schien ihn vor dem völligen Zusammenbruch zu bewahren.

Er nahm die Gewohnheit an, irgendwelche langen Dokumente abzufassen, die er sorgsam versiegelte und mit Verfügungen versah, auf dass ich sie nach seinem Tode gewissen Personen, die er benannte, zustellen solle – größtenteils gelehrten Ostindern, doch sie schlossen auch einen gefeierten französischen Arzt mit ein, den man inzwischen allgemein für tot hielt und von dem die unglaublichsten Dinge geflüstert wurden. Es kam später so, dass ich diese Papiere verbrannte, ohne sie zuzustellen und ohne sie zu öffnen. Sein Aussehen und seine Stimme wurden ganz und gar grässlich und seine Gegenwart geradezu unerträglich. Eines Tages im September löste sein unerwarteter Anblick einen epileptischen Anfall bei einem Mann aus, der gekommen war, um seine elektrische Schreibtischlampe zu reparieren; ein Anfall, den zu behandeln er mich wirksam anwies, während er selbst sich wohlweislich außer Sichtweite hielt. Jener Mann hatte, sonderbar genug, die Schrecken des Ersten Weltkriegs erlebt, ohne je in solche Angst verfallen zu sein.

Dann, Mitte Oktober, folgte mit betäubender Plötzlichkeit das Grauen aller Grauen. Eines Nachts gegen elf Uhr ging die Pumpe der Kältemaschine kaputt, so dass die Ammoniakkühlung innerhalb von drei Stunden unmöglich wurde. Dr. Muñoz rief mich, indem er auf den Boden klopfte und während ich zweifelt daran arbeitete, den Schaden zu beheben, fluchte der Hausherr in einer Tonlage, deren leblose, rasselnde Hohlheit jeder Beschreibung spottete. Meine amateurhaften Bemühungen erwiesen sich jedoch als nutzlos und als ich einen Mechaniker aus einer benachbarten, über Nacht geöffneten Werkstatt zuzog, erfuhren wir, dass bis zum Morgen nichts zu machen sei, da erst dann ein neuer Kolben beschafft werden könne. Die Wut und Angst des todgeweihten Einsiedlers, welche groteske Ausmaße annahmen, hätten wahrscheinlich zugrunde

gerichtet, was von seiner zerfallenden Physis noch übrig war und ein Krampf brachte ihn dahin, die Hände vor die Augen zu schlagen und ins Badezimmer zu stürmen. Er bahnte sich tastend, mit dicht verbundenem Gesicht, seinen Weg, ohne dass ich seine Augen noch einmal erblickt hätte.

Die Kälte des Apartments nahm jetzt spürbar ab und gegen fünf Uhr morgens zog sich der Doktor ins Badezimmer zurück, wobei er mich anwies, ihn mit sämtlichem Eis zu versorgen, dessen ich in Nachtapotheken und Selbstbedienungsrestaurants habhaft werden konnte. Wenn ich von meinen bisweilen entmutigenden Ausflügen zurückkehrte und meine Ausbeute vor der verschlossenen Badezimmertür ablegte, konnte ich im Inneren ein unruhiges Platschen hören und eine belegte Stimme, die den Befehl nach »mehr, mehr!« hervorkrächzte. Schließlich brach ein warmer Tag an und die Geschäfte öffneten eins nach dem anderen. Ich bat Esteban, mir entweder beim Heranschaffen des Eises zu helfen, solange ich den Pumpenkolben besorgte oder aber den Kolben zu ordern, während ich mit dem Eis weitermachte; doch auf Weisung seiner Mutter weigerte er sich rundheraus.

Am Ende heuerte ich einen schäbig wirkenden Faulenzer an, den ich an der Ecke der Eight Avenue traf, um den Patienten weiter mit Eis aus einem kleinen Laden, in dem ich ihn vorstellte, zu versorgen und widmete mich selbst beflissen der Aufgabe, einen Pumpenkolben aufzutreiben und Arbeiter zu engagieren, die in der Lage waren, ihn einzubauen. Die Aufgabe schien kein Ende zu nehmen und ich raste beinahe so zügellos wie der Einsiedler, als ich in einer atemlosen Tretmühle vergeblichen Telefonierens und ohne etwas zu essen auf meiner hektischen Suche von Ort zu Ort, hierhin und dorthin mit der U-Bahn oder oberirdisch mit dem Auto, die Stunden verstreichen sah. Gegen Mittag stieß ich in der Innenstadt auf ein passendes Geschäft und etwa gegen 13 Uhr 30 traf ich mit dem notwendigen Zubehör und zwei kräftigen und intelligenten Mechanikern in meinem Mietshaus ein. Ich hatte alles getan, was ich konnte und hoffte, ich käme noch rechtzeitig.

Doch der schwarze Schrecken war mir zuvorgekommen. Das Haus befand sich in heillosem Aufruhr und über das Geschnatter eingeschüchterter Stimmen hinweg hörte ich einen Mann mit tiefer Bassstimme beten. Etwas Dämonisches lag in der Luft und die Mieter drehten die Perlen ihrer Rosenkränze, wenn sie das Odeur rochen, das unter der geschlossenen Tür des Arztes hervorkam. Der Faulenzer, den ich angeheuert hatte, hatte anscheinend nicht lange nach seiner zweiten Eislieferung schreiend und mit irrem Blick die Flucht ergriffen; vielleicht als Ergebnis übermäßiger Neugier. Er konnte die Tür natürlich nicht hinter sich abgeschlossen haben; trotzdem war sie abgesperrt, vermutlich von innen. Es kam keinerlei Geräusch von drinnen, außer einer Art langsames, zähflüssiges Tropfen.

Nach kurzer Beratung mit Mrs. Herrero und den Arbeitern riet ich, trotz der Angst, die mir zutiefst in der Seele nagte, dazu, die Tür aufzubrechen; doch die Vermieterin fand einen Weg, den Schlüssel von außen mit einem Stück Draht umzudrehen. Wir hatten zuvor die Türen aller anderen Zimmer entlang der Diele geöffnet und sämtliche Fenster ganz nach oben aufgeschoben. Jetzt drangen wir schauernd, indem wir unsere Nasen mit Taschentüchern schützten, in das verfluchte südliche Zimmer ein, das im warmen Sonnenlicht des frühen Nachmittags erstrahlte.

Eine Art dunkle, schmierige Spur führte von der offenen Badezimmertür zur Wohnzimmertür und von dort zum Schreibtisch, wo sich eine entsetzliche kleine Pfütze gebildet hatte. Etwas war dort grässlich mit Bleistift in einer grausigen, blinden Handschrift auf ein Stück Papier geschmiert, von eben den Klauen, welche die hastigen, letzten Worte aufgezeichnet hatten. Alsdann führte die Spur zur Couch und endete dort auf unaussprechliche Weise.

Was auf der Couch war oder gewesen ist, kann ich und wage ich hier nicht auszusprechen. Doch hier folgt das, was ich mir schauernd aus dem klebrig beschmierten Papier zusammenreimte, bevor ich ein Streichholz anzündete und es damit zu einem Stück Asche verbrannte; was ich mir voller Schrecken zusammenreimte, als die Vermieterin und die zwei Mechaniker wahnsinnig von diesem höllischen Ort flohen, um ihre unzusammenhängenden Aussagen bei der nächsten Polizeiwache herunterzustottern. Die eklen Worte schienen im gelben Sonnenlicht nahezu unglaublich, mit dem Geratter der Autos und Lastwagen, das lärmend von der überfüllten Fourteenth Street heraufkam, doch ich gebe zu, ich schenkte ihnen damals Glauben. Ob ich ihnen jetzt noch Glauben schenke, weiß ich ehrlich gesagt selbst nicht. Es gibt Dinge um uns herum, über die man besser nicht spekuliert und alles, was ich sagen kann, ist, dass ich den Geruch von Ammoniak verabscheue und beim Durchzug ungewöhnlich kühler Luft schwach werde.

»Das Ende«, so lautete das widerliche Gekritzel, »ist da. Kein Eis mehr – der Mann sah hin und lief davon. Jede Minute wird es wärmer und das Gewebe hält nicht stand. Ich nehme an, Sie wissen es noch – was ich über den Willen, die Nerven und den balsamierten Körper sagte, nachdem die Organe ihren Dienst eingestellt haben. Es war eine gute Theorie, konnte aber nicht ewig aufrechterhalten werden. Es kam zu einem sukzessiven Verfall, den ich nicht vorhersah. Dr. Torres wusste Bescheid, aber der Schock brachte ihn um. Er ertrug nicht, was er tun musste – als er mich an einen seltsamen, dunklen Ort brachte, meinem Brief folgend, und mich mit seiner Pflege zurückholte. Und die Organe sollten ihren Dienst nie wieder tun. Es musste auf meine Art getan werden – künstliche Konservierung – *denn, sehen Sie, ich bin seinerzeit vor achtzehn Jahren schon gestorben.*«